

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

G., M.: Seine Pflicht tun ist Gottesdienst

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Gesicht neben dem Sarge stand. „Zum Andenken an Ihren schönen Sohn!“ sagte er leise.

Als die Erbschollen dumpf auf den Sarg herniederrollten, brach die arme Mutter ohnmächtig zusammen. Man trug sie in ein geheiztes Zimmer, man brachte ihr Speise und Wein zur Stärkung. Sie rührte kaum etwas an. Hatte sie erst mit aller Macht hierher verlangt an den Ort ihres Herzeleids, so war es jetzt der gegenteilige Wunsch, der sie ganz beherrschte: „Heim, ach, nur um Gottes willen schnell heim!“ Vergeblich wurde ihr vorgestellt, daß bis zum Abgang des Tages noch drei volle Stunden Zeit wären und sie bis dahin doch noch hier ausruhen und sich stärken könnte. „Wir können ja auf dem Bahnhof warten.“ Beide alten Leute waren dieser Ansicht. Und so fuhr man sie in einem mit schwarzem Wachs- tuch verhängten Kramfer zum Bahnhof zurück.

Bei ihrer Heimkehr fanden die armen, alten Stöbers den sterbenden Christel. Der Blutsturz hatte sich wiederholt, — das matte Lebensflämmchen war dicht am Verlöschen. Er erkannte die Eltern noch, er streichelte sanft, wie tröstend, die Hände der verzweifelt schluchzenden Mutter. Nun, da er im Sterben lag, erkannte sie plötzlich, was er ihr gewesen. Ach, und was waren sie ihm gewesen, — der Vater und sie? Wie hatten sie ihm alle Treue, alle Aufopferung gelohnt? — Wie ein schwerer, drückender Stein wälzte sich die Last ihrer Liebesschuld auf ihr armes, zerrissenes Herz, dieser Liebesschuld, die sie nicht mehr abtragen konnte. Sie lag auf den Knien im heißen, ringenden Gebet: „Ach lieber Gott, — nimm ihn mir nicht! Den nicht auch! Ach, lieber Gott, laß mich doch zuvor gut machen, was ich gefehlt! — Erbarme dich, erbarme dich, — laß ihn am Leben!“ Doch ihr Flehen blieb unerhört. Am



„Erbarme dich, erbarme dich, laß ihn am Leben!“

anderen Morgen schlummerte er hinüber, — sanft, ohne Todeskampf.

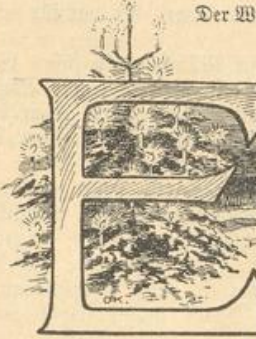
Sie hatten ihn aufgebahrt, sie standen an seinem Sarg zum letzten Abschied, wie sie vor drei Tagen am Sarge ihres Jüngsten gestanden. Tränenlos, stumm, starr, als ob die ungeheure Last des Kummer's ihr Fühlen und Denken gelähmt hätte, stand die Mutter. Neben ihr der Vater mit gesallenen Händen und tränenüberströmtem Gesicht. Als der Sargdeckel aufgeschraubt werden sollte, zuckte er zusammen. „Noch einen Augenblick!“ sagte er, und holte aus dem Nähkorb vom Fensterbrett eine Schere herbei. Vor-

sichtig, mit zärtlichen Fingern löste er eine Strähne von Christels strohblondem Haar und schnitt sie ab. Der Tod hatte Christel sehr verändert. Sein Gesicht war eingefallen und erschien um Jahre gealtert. Er war nie schön, der arme Christel, selbst im Tode nicht. — Der Vater betrachtete die Haarsträhne lange und innig und reichte sie dann seinem Weibe. „Hier, Köse, — lege sie zu der anderen in die Bibel. Von unserem guten und getreuen Sohn.“

Seine Pflicht tun ist Gottesdienst.

Der Wahrheit nachgezählt von M. G.

1. Kapitel.



Es ist Dezember. Dezember im Kalender, Dezember in der Natur, Dezember in mir. Bald wird der letzte Winter für mich kommen. Darum lasse ich meine Gedanken und Erinnerungen zurück-

schweifen, weit, weit zurück. Es sind schwere Gedanken, ernste Erinnerungen, von meinen jungen Jahren an bis herauf ins hohe Greisenalter. An Erfahrungen und an Verirrungen reich ist mein Leben. Doch vor Torschluß halte ich es für eine Pflicht, mancher Mutter und Frau zu Nutz und Frommen mein Geständnis abzulegen, damit andere den gesunden Schluß daraus ziehen: Seine Pflicht tun ist Gottesdienst.

Bete und arbeite, oder vielmehr: Bete, aber arbeite; so sollte es heißen. Das Beten habe ich besorgt, das Arbeiten aber überließ ich andern. Ich hatte keinen Sinn dafür. Dagegen das Beten war mein Hauptvergnügen. Ich eilte beständig bald dahin, bald dorthin, wo es etwas Besonderes zu beten gab, wo man sehen und auch gesehen werden konnte: denn ich war unfagbar eitel darauf, als fromme Frau zu gelten. Tage- und wochenlang, sogar schon im Anfang meiner jungen Ehe war ich von Hause fort, bald auf Wallfahrten, bald auf Missionen, oft in ganz entlegenen Dörfern. Was unterdessen daheim geschah, kümmerte mich nicht. Was konnte auch geschehen außer Gutes, während ich Gott diente? Ich sah nicht die traurige, trübe Miene meines guten, edlen Mannes. Doch eines Tages machte er mir ernste, sanfte Vorstellungen: „Wie soll das alles noch werden, liebe Klara? Nimm doch endlich Vernunft an und kümmere dich um die Haushaltung! Siehe, wenn wir zu Grunde gehen, was hilft uns dann dein Beten? Und ich fürchte, wir gehen zu Grunde. Nicht wahr, wenn das Kind, das wir erwarten, auf der Welt ist, dann wird es anders? Und besonders auch jetzt — nimm mir's nicht übel — halte ich es für unschicklich, daß du in deinem Zustand von einem Geistlichen zum

andern läufst, sie besuchst, ja mit kostspieligen Geschenken belästigst. Ich dachte, du hättest jetzt andere Dinge zu nähen als immer und immer diese Altarstickereien, Meßgewänder und Gott weiß was. Klara, höre auf mich; es könnte eine Zeit kommen, wo du bitter bereust — und vergeblich.“

Bereuen? Dieses Wort war mir Gift und Galle. Ich setzte meinem Mann jetzt gerade den höchsten Trost entgegen. In grimmiger Wut schleuderte ich ihm häßliche, schimpfliche, beleidigende Worte entgegen: er habe keine Religion, keinen Glauben, sei ein Heide und Zöllner.

Er schwieg und trauerte weiter. Er war für mich zu edel und zu gut.

Das Kindchen kam, ein Mädchen, ein süßes Geschöpf. Wie glücklich hätte ich sein können! Dieser Mann, ein gottbegnadeter Künstler, von allen bewundert und geliebt! Und dieses Kind! Aber ich sah mein Glück nicht. Ich rannte von Kirche zu Kirche, und wenn ich heimkam und nichts gearbeitet sah, wenn die faulen Dienstmädchen mich einfältige Bettschwester frech und höhniisch anlachten, begann ich zu schelten, zu keifen. Ich jagte eine um die andere fort. Wie werden sie mich draußen ausgemacht haben! Mein Mann mußte sich wie in einer Hölle fühlen.

Es war in den Jahren, als eben der Streit zwischen Staat und Kirche am heftigsten tobte. Von den Kanzeln wurde gepredigt, der heilige Vater sei in jämmerlicher Bedrängnis; als armer Gefangener müsse er auf Stroh liegen. Da waren meine Gedanken nicht beim Mann, sondern stets beim Papst. Ihm zuliebe und zu Ehren nannte ich mein Kind Pia. Es war mein sehnlichster Wunsch, dem armen Gefangenen in Rom wieder zu einem Federbett zu verhelfen! Manches schwere Geldsäcklein trug ich auf den großen Haufen des Peterspfennigs und freute mich kindlich, dafür als fromme Katholikin belobt zu werden. Es war das Geld meines guten Mannes, dem ich doch alles verdankte, der mich arme Waise zur angesehenen Frau gemacht hatte.

Noch einmal nahm mich mein Mann vor und ermahnte mich an meine Pflicht als Frau und Mutter. Da läuteten gerade die Gloden vom Dom. Begeistert durch den herrlichen Klang stieß ich meinen Mann weg: „Hier ruft meine Pflicht. Hörst du? Meine Pflicht ist Gottesdienst.“ Er aber sagte traurig, doch mit erhobener Stimme: „Nein, liebe Klara, seine Menschenpflichten erfüllen, das ist Gottesdienst!“

Ich hörte nicht auf ihn, sondern stürmte fort. Meine Leidenschaft und Eitelkeit ließ mich nicht zu mir selbst kommen. Ich ging soweit, daß ich alle Priester als Diener des Herrn wie verzückt anschwärmte; ich war verliebt in sie bis zum Wahnsinn. Bei Gesang und Orgelspiel und ganz besonders in der Nähe eines gewissen Priesters versiel ich geradezu in Ekstase. Ich wurde ihm damit natürlich höchst lästig. Zu seiner Ehre sei es gesagt, daß er, sobald ihm meine Leidenschaft für seine Person

klar wurde, mich energisch aus seiner Nähe verwies. Er ließ mir durch meinen Beichtvater einen Zettel überreichen, auf dem die Worte standen: Verliebe dich nicht in Götter, sonst müssen dir zur Strafe Hörner wachsen und ruhelos mußt du wandern in Nacht und Graus und unaussprechlich elend sein.

Es war einer der fürchterlichsten Tage meines Lebens, als ich den Zettel bekam. Wie schämte ich mich vor dem vernünftigen und rechtschaffenen Priester. Mit Hohn hatte er mich dummes Weib, wie mir gebührte, abgewiesen. Wer fühlte jetzt noch einen Funken Achtung vor mir? Wem sollte ich noch zu Gefallen leben? Halt! Meinem Mann, meinem Kind! Wie Schuppen fiel es mir von den Augen, als ich den Zettel las und immer wieder las. Ja, mein Mann, mein armer Mann, mein liebes, liebes Kind! Euch allein will ich nun lieben. Euch will ich alles wieder gut machen, das ich gesündigt habe. Ich war verrückt, blind, nun bin ich wieder vernünftig, klar, sehend. Heim, heim, zu euch!

Ich eilte nach Hause. Stumm erwartete ich meinen Mann. Er konnte jeden Augenblick zum Abendbrot heimkommen. Er kam aber lange nicht. Da sagte endlich das Dienstmädchen von selbst: „Der Herr ist schon lange da, droben im Schlafzimmer, und Pia bei ihm.“

Ich stürmte hinauf. Da lag mein Mann, auf dem Kopf einen kalten Umschlag, den Pia gerade erneuerte. Das gute Kind! O Kind, das hätte deine pflichtvergeßene Mutter tun sollen!

„Was ist denn? Was fehlt dem Vater?“

„Der Papa ist krank,“ sagte das Kind, zitternd vor Angst. „Wir wollen doch den Doktor holen.“

„Aber ich bin ja schon lange daheim, weshalb habt ihr mich nicht gerufen?“

„Der Vater hat gesagt: Laß es nur; sie kümmern sich ja doch nicht um uns. Ich kann auch ohne sie sterben.“

„Sterben? Mann! Pia!“

Und ich lag, das Mädchen an mich pressend, auf den Knien vor seinem Bette.

„Mann, lieber, guter, süßer Mann! Ich bin ja da. Ich bin ja jetzt ganz anders, als ich war. Ich will ja alles, alles für dich tun. Höre mich doch! Sage doch ein Wort zu mir armem, verlornem Kind!“

Aber er sagte nichts. Sein Bewußtsein war dahin. Wir schaute er mich an, schüttelte den Kopf und schlummerte weiter. Wir holten den Arzt: Hirnentzündung! Keine Rettung möglich, schon so gut als tot.

Als meinem lieben, edlen Mann, meinem besten Freund, der Atem entfloß, raufte ich mein Haar. Ich, ich war die Schuldige, die Mörderin. Ich wüthete gegen mich, gegen Gott, der mich so lange hatte in der Irre gelassen, dem ich zu dienen glühte, aber in Unverstand. Ich rüttelte an dem Toten: Wach nur noch einmal auf, lieber, süßer Mann, nur noch einmal sage: „Ich verzeihe dir!“

Ich weiß nicht mehr, was weiter geschah. Auf meinen Wahnsinnsanfall folgte eine tiefe Ohnmacht. Wunderbar ruhig war mein Kind, wie eine Heilige. Ihr Schmerz verklärte sie zum Engel. Immer wieder ging sie an das Totenbett des Vaters, sprach mit ihm, liebte und küßte ihn, als ob er lebte. Sie hatte das ruhige, immer klare Gemüt ihres Vaters und war unter seiner sicheren, lieben Führung aufgewachsen; auch sie war zu gut für mich, zur Beschämung für mich. Als mein Mann schon im Sarge lag, strich sie ihm immer wieder die Wangen und das schöne Haar; sie küßte die feinen Hände, die so manches Kunstwerk geschaffen. Unter stillen Tränen plauderte sie noch mit dem toten Vater.

„Ja, Vater, tue jetzt einen langen Schlaf, denn dein Tagewerk war hart und schwer.“

Das war ihr Abschiedswort, als man den Deckel zunagelte.

Und ich! Und ich! Ich gottverlassene Kreatur! Doch ich will nicht versuchen zu schildern, was ich litt. Mein Kind machte mir keinen Vorwurf. Es war und blieb mit seinem geliebten Vater vereint. Für solche Geister gibt es keine Entfernung, kein Scheiden. Sie sind beieinander wie Selige.

Und ich stand da als die Gerichtete.

2. Kapitel.

Blind vor religiösem Wahnsinn hatte ich mein Glück nie gesehen, solange es da war. Jetzt war ich sehend geworden. Aber ich sah nur noch Trümmer. Ich war Witwe. Ich hatte nichts erspart, erworben, sondern nur verdorben, vergeudet, ver-

schwendet. Bei einer so vernachlässigten Haushaltung konnte auch das hohe Einkommen eines geschickten Mannes nicht zum Erwerb eines Vermögens reichen. Wir hatten nichts als Schulden. Und wir hätten wohlhabend sein können.

Das Gericht kam und legte überall Siegel an, sogar an die Denkmäler, die im Atelier meines Mannes standen. Sie kamen auch an eines, das mit einer Hülle bedeckt war. Sie wollten schon das Siegel aufkleben, da rief Pia „Halt“ und zog die Hülle weg.

Was war das! O Gott!

Meines Mannes selbstgefertigtes Grabdenkmal! Aus dem Marmor erhob sich, wunderbar getroffen, sein edles, schönes Haupt. Ein Friedensengel — mit der Gestalt und dem Anlitze seiner Tochter — drückte ihm den Lorbeer auf die Stirn. Und darunter

stand: Ich gedente einen langen Schlaf zu tun, denn mein Tagewerk war hart und schwer.

Die Abschiedsworte seines Kindes. Sie hatte um die Sache gewußt und mir nichts gesagt. Ich war ihnen also fremd geworden wie der fremdeste Mensch. Was wollte des Petrus Neue und des Judas Qual sagen gegen meinen Schmerz?

Wir waren bankrott. Wir mußten arbeiten, stücken, nähen, was Geld und Brot brachte. Es blieb uns nichts als das Grabdenkmal meines Mannes und die notdürftigsten Möbel und Geräte. Damit konnten wir gerade ein Dachzimmer ausstatten. Bei der Auktion wurde auch ein wertvolles Chorhemd, an dem ich jahrelang gearbeitet, das ich jenem angesehnen Priester zum Geschenk machen wollte, versteigert. Kunstvoll waren die feinen Bändchen zu schwierigen, reichen Arabesken in Herzform ineinander-

geschlungen. Der Wert des Werkes war schwer zu bezahlen. Eine Dame erstand es um eine Kleinigkeit. Ich sollte es wiedersehen, denn jene Dame war ein edles Gemüt. Aus Achtung vor meinem Manne und aus Mitleid mit Pia veranstaltete sie zu deren Gunsten mit dem Chorhemd eine Lotterie. Der Erzbischof hatte es gebilligt, nachdem man ihm den Zweck angab, und die Lotterie trug Pia tatsächlich ein kleines Kapital ein. Jetzt erst merkte ich, wie hoch angesehen mein Mann und Pia stets gewesen waren. Die Damen der besten Gesellschaft nahmen sich meiner Tochter an; sie verschafften ihr lohnende Handarbeit und behandel-



Da rief Pia „Halt“ und zog die Hülle weg.

ten sie dennoch als ihregleichen. Pia wurde von Jahr zu Jahr schöner, so auffallend schön, daß sie sich kaum mehr auf die Straße getraute. Die Leute blieben einfach stehen und schauten ihr nach. Aber sie war stets bescheiden, fleißig, sparsam und lieblich gegen mich. Der ruhige, klare, selbstlose Geist ihres Vaters feierte in ihr eine glänzende Auferstehung. Auch ich wäre gern entzückt gewesen über mein Kind, wenn nicht meine Schuld mich Tag und Nacht gedrückt hätte. Die Leute sorgten schon, daß ich sie nicht vergaß. Sie ließen mich fühlen, was sie von mir dachten. Wo ich anklopfte, fand ich verschlossene Türen und abweisende Mienen.

Ich zog mich ganz zurück und trug stumm, was ich selbst verschuldet hatte. Den einen Trost konnte mir ja niemand rauben, daß wenigstens mein Kind mich liebte und ehrte, als ob nichts geschehen wäre.

Die Jahre vergingen. Eines Tages setzte sie sich neben mich, ergriff meine Hand und wollte etwas sagen. Es fiel ihr schwer, aber ihr ruhiges Gemüt brachte es klar heraus: „Mutter, sei getrost, ich glaube, unsere Not hat bald ein Ende. Ich habe zwei junge Männer kennen gelernt, welche mich ehrlich lieben. Ich darf nur wählen. Der, dem ich am meisten zugetan bin, ist freilich leider . . .“

„Was? Am Ende Protestant?“

„Ja.“

Ich sagte nichts. Aber ein Stich ging mir mitten durchs Herz. Mein Kind, meine einzige Tochter einem Protestanten geben? Das mußte erst verarbeitet sein.

Doch war ich tief dankbar, daß Gott unserer wieder gedacht hatte. Ich beschloß, ein Zeichen dieses göttigen



Ein Vater stand auf der Kanzel und predigte gegen die Mischehen.

Gottes abzuwarten. Er selbst sollte mir und Pia sagen, was zu tun sei. Da hörte ich, daß in einem vier Stunden entfernten Dorf, einem Wallfahrtsort, eine Kapuzinermission abgehalten werde. Ich ging zu Fuß dorthin und betete auf dem Weg inbrünstig um die Entscheidung. Dort, stand ich, sollte sie mir werden.

Und sie wurde mir. Ein Vater stand auf der Kanzel und predigte, blühte, donnerte und fluchte gegen die Mischehen. Er schrie, daß man am ganzen Leibe zitterte: Verräter, Judaschwestern, Judasbrüder seid ihr, die ihr in Mischehen mit Protestanten lebet. Eine Ehe ist ungültig vor Gott, ein Konfubinat, eure Kinder sind unehelich. Zum mindesten müßt ihr das und das tun, aber lieber hütet euch vor der gräßlichen Gefahr, daß nicht Leib und Seele verdorben werden in die Hölle.

Die Zuhörer schüttelten sich vor Grauen, viele schluchzten, auf der Empore fing ein Mensch laut

an zu schreien, zu heulen, um sich zu schlagen, so daß er unter großem Lärm entfernt werden mußte. „Der Lorenz ist närrisch geworden,“ sagten die Leute.

„Geschieht ihm recht, warum hat er eine Luthersche genommen?“

Der arme Mensch mußte später wirklich ins Irrenhaus gebracht werden. Frau und Kinder verarmten und kein Vater kümmerte sich um sie.

Ich ging aus dem Gotteshaus mit dem festen Vorsatz, solch ein Unglück zu verhüten.

Daheim gab es bittere Tränen, denn Pia liebte den Evangelischen aus vollem Herzen, vor dem Katholischen hatte sie ein heimliches Grauen. Sie flehte mich an, zu ihrer Neigung meinen Segen zu geben.

„Wie? Judaschwester soll ich werden? Weil der Evangelische reich ist? Um Geld deine und meine Seele verkaufen? Nie, Nie!“

Kein Nichtkatholischer kann es verstehen, welche unheimliche, dämonische Gewalt die Priester und Mönche über uns gläubig erzogene Katholiken haben. Ich war willenlos, sinnlos, und Tausende wären es an meiner Statt auch gewesen, Tausende, die mich an Einsicht, Welterfahrung hoch überragten. Ich kenne Beispiele aus vornehmen Familien, die meinem Schicksal gleichen.

Die häuslichen Kämpfe mit Pia waren schwer und qualvoll. Aber ich siegte. Meine Tochter hatte die sanfte, duldbende Nachgiebigkeit ihres Vaters geerbt. Sie konnte nicht Widerstand leisten, wenn sie mich damit in Schmerz brachte. Sie willigte ein, unter bitteren Tränen, blutenden Herzens. Sie gab dem Katholiken ihr Wort. Beide Bewerber waren Ärzte.

Ich hörte später von Bekannten, wie schwer der Protestant litt, als er die Entscheidung vernahm. Er konnte seinen Kollegen: „Dieser Stallknecht,“ rief er unter Tränen des Zorns, „wird meine Knie zerkreten.“

Er verließ die Stadt; wir wußten nicht, wohin er ging. Auch mein Schwiegersohn zog mit Pia weg und übernahm einige Stunden weit entfernt eine gute Praxis. Nun war ja meine Tochter versorgt und gut versorgt, mit einem Katholiken.

Pia klagte nicht. Aber von andern Leuten erfuhr ich Entsetzliches; der rohe Kerl behandelte sein schönes, feines, zartes Weib wie einen wertlosen Lumpen. Er soß blödsinnig. Vor seinen körperlichen Mißhandlungen mußte sie oftmals entfliehen, bei fremden Menschen übernachten. Schon nach einem Jahr hatte er sie satt. Und dennoch bekam sie jedes Jahr ein Kind. Es ist unglaublich, wie bestialisch er sich hierüber daheim und in den Wirtshäusern ausdrückte. Wenn ich ihm Vorstellungen machte, warf er mich zum Hause hinaus.

Endlich, nach der Geburt des fünften Kindes, das aber gleich starb, kam Pia zu ihrer armen Mutter heimgestoßen. Und selbst hier verfolgte er sie. Sie wagte nicht mehr, das Haus zu verlassen, so fürchtete

se seine Drohungen. Es kam zur Scheidung. Der scheußliche Mensch, ein furchtbarer Säufer, verlor alle Praxis und wurde zum Verbrecher. Im Gefängnis starb er am Säuferswahn.

Das war mein Werk. Pia machte mir keine Vorwürfe. Sie sah, daß ich noch mehr litt als sie. Dann schickte der Anstaltsarzt meiner Tochter ein ärztliches Gutachten über den Gesundheitszustand des Verstorbenen. Er sei schon lange geirrtleidend gewesen. Seine Wutanfälle seien aus Größenwahn erwachsen. Er glaubte, Frau und Kinder hinderten ihn an dem glänzenden Vorwärtkommen, zu dem er sich berufen fühlte.

Ein armer Trost für uns, daß er ein kranker Mensch war und keine Bestie! Aber unser Unglück, unsere Not und meine Schuld nahm uns niemand ab.

Nun arbeiteten wir wieder miteinander um unser armes Brot, aber daheim im Hause. Denn Pia wollte in kein Geschäft gehen. Sie fürchtete sich vor der Straße. Denn nachdem sie die ersten harten Wochen überwunden hatte, wurde sie wieder schön, schöner als je. Die Leute blieben wieder auf der Straße stehen und starrten ihr nach, wenn sie vorüberging. Kein Kummer, keine Sorge raubte die rosige Blüte dieses reizenden Angesichts, dieser schönen, schwermühtigen, schlanken Gestalt. Nie habe ich wieder so volles, schönes, goldenes, weiches, welliges Haar gesehen als an Pia. Dabei war ihr ganzes Auftreten wie einst das ihres Vaters, immer bescheiden, schlicht, klar, etwas schwermühtig und in sich hineinträumend. Aber sie arbeitete energisch, fleißig und war äußerst sparsam.

Ah, diesen Schatz von einem Weibe hatte ich in den Not geworfen!

Da las Pia in der Frankfurter Zeitung, daß man geeignete Wärterinnen suchte für ein neugegründetes Irrenhaus. Sie meldete sich, denn das ewige Sitzen in der engen Kammer hielt sie auf die Dauer doch nicht aus ohne Schaden an ihrer Gesundheit. Sie wurde von der Anstalt angenommen. Traurig nahm sie Abschied von mir und den Kindern, drei Mädchen und einem Knaben. Wer beschreibt aber meinen Schrecken, als sie schon am zweiten Tage darauf wieder vor mir in meiner Stube stand? Ich war gelähmt, Hände und Füße zitterten mir.

„Nun?“
„O, nur keine Angst, es ist nicht so schlimm. Sie können mich bloß nicht brauchen.“

Das sagte sie fast lustig.

„Mutter,“ fuhr sie fort und stellte sich in ihrer ganzen hohen Gestalt vor mich hin; „nun will ich einmal ein ernstes Wort mit dir reden. Sage mir, wenn jetzt ein Protestant käme, den ich so recht aus voller Seele lieben könnte, und würde um meine Hand anhalten, was würdest du mir raten?“

„Und wenn ein Heide käme, Kind, Kind, ich würde ihn segnen, wenn er nur Gott fürchtet und ein redlicher, guter Mensch ist.“

Da fiel sie mir um den Hals und schluchzte: „Mutter, Mutter, ich habe ihn wieder gefunden.“

Er ist Direktor der Anstalt. Mutter, liebe Mutter, er hat mir seine Hand zum zweitenmal angeboten. O, welch eine Seligkeit! Er liebt mich noch, wie ich ihn liebe. Jetzt, Mutter, sei nicht wieder blind, wie damals, und hol dir nicht bei den Kapuzinern Rat, sondern bei dem Gott, der die Liebe ist, und alle Menschen gleich liebt, die ihm aufrichtig dienen mit Werken der Tat. Mutter, ich kann's nicht fassen! Ich soll noch glücklich werden wie andere Menschen, ich armer, zertretener Wurm. Und auch du sollst es sein, du tiefgebeugte, liebe Mutter!“

Es war wieder Weihnachten. Pia, seit einigen Wochen Frau Direktor, rüstete das häusliche, heilige Fest. Ihr Mann mußte kurz verreisen. Gut, dann konnte sie ihn, wenn er zum Weihnachtsabend heimkam, desto fröhlicher überraschen. Wie ihr das Herz schlug, als sie die Lichter an den Baum steckte! Jeder Atemzug war ein Dankgebet zu dem guten, guten Gott, der ihr grausames Geschick so zum neuen herrlichen Anfang gelenkt hatte. Sie horchte, ob nicht ein Wagen ihren Mann endlich brachte, ob nicht unten die Klingel gezogen werde.

Da hörte sie im Nebenzimmer leises Geräusch. Es werden die Diensthofen sein, die noch eine letzte Arbeit zu tun haben. Da horch! Was ist das?

Ein Kindergefang: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen, die guten Willens sind.

Pia wollte auf die Tür loseilen und nachsehen, was das für Kinder seien. Da öffnete sich die Tür



„Hier, liebe Frau, dein Weihnachtsgeschenk!“

von selbst und ihr Mann eilte ins Zimmer, vier Kinder mit sich führend.

„Hier, liebe Frau, dein Weihnachtsgeschenk! Aber

sie gehören mir so gut wie dir. Ich habe sie heute adoptiert und herbeigeht. Und wer ist noch da? Sieh doch!"

Ich war es.

"Bia, Rudolf, verzeiht eurer törichten Mutter!"

"Seitdem ist das Glück und der Segen Gottes nicht mehr von ihnen gewichen. Und ich durfte ihn in meinen alten Tagen täglich schauen! Ich durfte dem guten Manne meiner Bia noch einen Sohn auf den Arm legen. O welch ein herrlicher Ausgang meines armen Lebens! Wie wenig verdient und wie dankbar genossen habe ich das Glück, das Glück einer Mißhehe!"

Der gefährliche Kleesamen.

Von W. K.

Manchmal laden wir uns durch Sorglosigkeit und Bequemlichkeit große Arbeit, Not und Gefahr auf den Hals, und es wäre mit geringer Mühe alles zu vermeiden gewesen. Der Herr Kaufmann Zengerle hat's auch erfahren müssen. Aber er tut's nicht mehr.

Nämlich die Steinsprenger kommen eines Tages zum Herrn Zengerle in den Laden — er handelt mit allem — und sagen: "Bis Freitag Abend müssen wir zwei Sack Pulver haben, aber sicher, sonst wissen wir, wo wir in Zukunft es nicht mehr holen. Ihr habt uns schon zweimal angeschmiert."

"Ich sag' nur das eine: Verlaßt Euch drauf, Kastenberger, das Pulver ist da, ehe Ihr's braucht. Ich fahr' selbst nach Karlsruhe und hole es."

Wenn man Schießpulver über Land transportieren will, muß man erstens selber kein Esel sein, oder zweitens keinen Esel dazu aussenden und drittens zum Transport einen Erlaubnischein von der hohen Obrigkeit haben. Letzteres ist eine kleine Sache, aber es muß gemacht werden und kostet nichts. Wenn man aber unterwegs mit dem Pulver von einem Gendarm attrappiert wird und hat keinen Schein, so kostet es bis zu zweihundert Mark Strafe, und das ist schon keine kleine Sache mehr. Und wenn man gar mit dem Pulver in die Luft fliegt, so kostet das zwar gar nichts, und man braucht zu der Reise auch keinen Paß oder Erlaubnischein, aber es ist doch eine große Sache.

Ums Haar wäre dem Herrn Zengerle das eine oder das andere oder beides passiert. Denn Herr Zengerle sagte am Donnerstag zu seiner Frau: "Ich hab' mir's überlegt, es geht auch ohne mich. Der Bastian hat erst frisch gebeicht und dann läßt er vier Wochen lang das Saufen. Ich schid' den Bastian!"

"Hast du den Erlaubnischein?"

"Sapp . . . das habe ich vergessen. Nun, es macht nichts, ich hab' schon oft keinen gehabt."

Dem Knecht Bastian wurden also genaue Instruktionen gegeben. Er solle sofort wieder heimfahren und auf das Pulver hübsch achtgeben; wenn aber

jemand nach den Säcken frage, so sei es für heute Kleesamen.

Der Bastian sagte: "Dui," schob eine Dosis Kollentabak in die Zähne, gelobte Gutes und kutscherte fröhlich von dannen. Es läutete Mittag, es läutete Vesper, der Lehrer kam in den Laden und holte sich Schnupstabaß; dabei blieb er wie gewöhnlich eine Weile sitzen und las des Herrn Zengerle Frankfurter Zeitung durch. Es läutete Abend, aber kein Bastian war zu sehen, weder im Himmel noch auf Erden.

Dem Herrn Zengerle wird's siedend heiß. Wenn der Kerl doch wieder gegoffen hat! Zwei Sack Pulver auf dem Wagen und ein betrunkenen Knecht!

"Erküse, Herr Lehrer!" Und Herr Zengerle schoß aus dem Laden.

"Kronenwirt, spannt Euren Fuchs an, ich muß dem Bastian entgegenfahren."

"Ja, ist denn der noch nicht daheim? Na, da gibt's heut wieder einen zünftigen Frack voll. Mich dauert nur der arme Schimmel. Vor welchem Wirtshaus mag der wohl stehen und hungern? Und dabei wird's wieder kühl auf die Nacht."

Herrn Zengerle allerdings war es durchaus nicht kühl, sondern er schwitzte, wie wenn er im Juli Schnaps brennte. Es liefen ihm Wähe den Rücken hinab, man hätte eine kleine Mühle damit treiben können.

Mit gleichen Füßen sprang er in die gelben Sonntagshosen, dann auf den Wagen und fuhr davon, was gibst, was hast. Unterwegs fragte er alle Bekannten, die ihm begegneten, ob sie den Bastian nicht gesehen hätten.

Bergebens! Keine Spur vom Bastian. War der Heide etwa nach Rußland desertiert? Wollte er mit seinem Pulver die Türkei erobern?

In Karlsruhe beim Lieferanten erfuhr Herr Zengerle allerdings, der Bastian sei schon längst abgereist, aber nicht heimwärts, sondern gen Norden, Hagsfeld zu. Es habe ihn, den Kaufmann, sehr gewundert, wo der heute mit dem Pulver hin wolle.

"Herrgott, errette mich nur noch dies eine Mal," flehte Herr Zengerle hinter einem Stoß Limburger Kästchen, "nur dies eine Mal noch!" Dann rasiß auf und nach Hagsfeld. Kein Bastian, in keinem Wirtshaus. Weiter, nach Blankenloch, Trab, Galopp, Trab, Galopp, wie wenn die Hölle hinterherrastete. Kein Bastian, in keinem Wirtshaus. War er schon in die Luft geflogen? Halt! Ein Gedanke! In Weingarten war dem Bastian einst holdes Liebesglück erblüht, und auch das kleine corpus delicti hatte man dort untergebracht. Sollte der Rausch väterliche Empfindungen in dem Kerl erweckt haben? Wollte er seinen Herrn Sohn sehen? Wichtig geraten! Er war dort gewesen, aber schon lange weg; er sei in einem Kanonenrausch nach Jöhlingen weitergefahren; von Jöhlingen wies man den Verfolger nach Berghausen. Herr Zengerle fauste hinter dem Bastian her wie der rasende Roland, wie der Teufel hinter einer armen Seele; der Bastian aber schien

